

(Nachdruck verboten.)

10]

Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Jahnke.

„Ach, Du, ich wußte den großen Trost nicht, damals noch nicht, daß sich Wege brechen lassen mitten durch steinerne Felsen hindurch, und daß sich Dornestrüpp roden läßt; ich wußte es nicht, daß die Blutstropfen, die der rüstige Pionier bei dieser Arbeit vergießt, Christiustränen sind.“

Ich kannte die Kraft nicht, die ungeheuerere Kraft, welche in diesem gemißhandelten, zertretenen, geknechteten Volke schläft, jene Kraft, welche die Welt trägt, unbewußt ihrer Macht, die Welt aus den Angeln zu heben!

Ich zahlte und zahlte. Fräulein Günther stand neben mir und las die Namen der Arbeiter von der langen Liste ab. Und bei jedem neuen Namensaufruf tauchte ein neues Gesicht vor mir auf mit dem gleichen gierigen Ausdruck in den Augen, strich wieder eine schmutzige, harte, ausgearbeitete Hand das sorgsam abgezählte Häuflein Münzen von dem schmalen Brett an der Barriere hinweg.

Und abermals erklang ein Name, und ein alter Mann mit fahlem Haar und zitternden Händen trat vor.

Die Buchhalterin legte abwehrend die Hand auf meinen Arm, indem sie den Mann scharf in das Auge faßte.

„Koglin bekommt mir vier Mark fünfzig. Er hat sich am vorigen Zahltag zwei Mark fünfzig Vorschuß geben lassen.“

Der Greis zuckte zusammen. Offenbar hatte er diese erschreckende Tatsache vollständig vergessen gehabt.

Mit tonloser Stimme bat er:

„Fräuleinchen, stunden Sie's mir bloß dis eene Mal noch. Ich komme nicht durch. Nächsten Sonnabend —“

„Ich komm's nicht stunden, Koglin; Sie wissen, es ist Verbot, zweimal hintereinander Vorschuß zu geben. Außerdem bin ich am nächsten Sonnabend nicht mehr hier — und wir haben Eile.“

Ein ergebener, hoffnungsloser Ausdruck trat in das stumpfe Gesicht. Und die welcke Hand strich den Wochenlohn von vier Mark fünfzig Pfennigen langsam ein. Der Nebenmann murzte schon über die Verzögerung.

„Der Mann trinkt,“ flüsterte mir Fräulein Günther zu, während ich dem Nächsten das Geld hinzählte, „da ist jede Hilfe umsonst. Sonst helf ich gern. Herrig darf's freilich nicht wissen. Gestattet ist nur ein einmaliger Vorschuß im Monat.“

Das Gefühl des Widerwillens in mir war noch gewachsen; es schnürte mir fast die Kehle zu. Und dennoch kämpfte ein neues Empfinden, dem ich keinen Namen zu geben wußte, mächtig gegen diesen Widerwillen an. Der Mann trinkt, — so klang es in mir nach. Ja, man kann es deutlich sehen, daß er trinkt; aber warum trinkt dieser Mann? —

Als der letzte aus der langen Reihe verschwunden war, öffnete sich die Flügeltür nach dem Hofe zum zweitenmal, und die Frauen traten ein.

Und das neue Empfinden in mir wuchs bei ihrem Anblick, bis es seine mächtigen Schwingen über mich ausbreitete und ich den Widerwillen von mir abschüttelte wie ein lästiges Gewürm. Und ich zahlte und zahlte. Wieder kamen Abzüge vor; diese Frauen baten nicht um Stundung. Sie wußten wohl, daß auch die inständigste Bitte vergeblich sein würde. Wenn Herr Leonhard dagewesen wäre, dann freilich . . . dann vielleicht . . . aber der war weit weg in einem Sonnenland, von dessen Glanz und Herrlichkeit diese abgehärmten Geschöpfe keine Vorstellung haben konnten; und außerdem war er jetzt verheiratet, und nun war wohl alles aus, was sich sonst noch hätte erhoffen lassen.

Kurz nach acht Uhr waren wir fertig, schlossen zu und gingen nun selber heim. In mir zitterte jeder Nerv. Fräulein Günther, die mich eine kurze Strecke durch die Leipzigerstraße begleitete, sprach beruhigend auf mich ein.

„Kind, das ist das Leben. Wenn man selbst mit Dornen gepeitscht wird, verlernt man die Weichherzigkeit. Sieben Achtel dieser Leute sind in ihrer Roheit, ihrer unausrottbaren Trunksucht wirklich einer Träne wert. Die Frauen, — freilich, die tun mir jämmerlich leid. Ich will nicht sagen, daß

sie viel anders oder gar besser sind; nur: von zwei Seiten ausgebeutete Lasttiere, das sind sie! Vom Manne und vom Arbeitgeber. Wo sollten sie auch anderes gelernt haben, wie könnten sie auch besser geworden sein?“ — Ja, wie konnten diese Weiber anders sein? Den ganzen Tag an die Maschine oder den Sortierballen gefesselt, am Abend keine Ruhe und in der Nacht keinen Schlaf — Aber auch die Männer: wo sollten sie besseres gelernt haben? Auch sie erschienen mir plötzlich wie Lasttiere, gleichzeitig von zwei Seiten ausgebeutet: vom Arbeitgeber und von der Familie.

Am nächsten Freitag verließ Fräulein Günther das Geschäft. Als sie mir die Hand zum Abschied reichte, gab sie mir einige gute Ratschläge mit auf den einsamen Weg. Sie unterrichtete mich über die Persönlichkeiten, in deren Gesellschaft ich fortan meine Tage verleben sollte.

„Leonhard ist nicht da. Der ist Don Juan durch und durch, berüchtigt und berüchtigt in der ganzen Berliner Kontoristinnenwelt. Kein Mädchen ist sicher vor ihm: wenn aber eine schlau ist, kann sie dabei ihr Schäschen scheeren. Herrig hat sein Leben reichlich genossen und kennt jetzt nur noch eine Leidenschaft: das Geld. Bei dem um Mitleid betteln, wäre gänzlich verlorene Mühe. Vor Julius Leonhard nehmen Sie sich in Acht. Nicht, daß Sie irgend ein Attentat zu fürchten hätten — der Julius ist ein Gentleman, — nur das Geld ist Chimäre für ihn. Er betrachtet die kleine Kasse mitsamt der Kassiererin als sein Privatversteck. In Verlegenheiten steckt er immer. Winter nimmt, wo er irgend findet. Woitzedy — nun, Sie haben ihm am ersten Tage ja selbst schon das Zeugnis geschrieben. Und nun leben Sie wohl, Kleine, und machen Sie Ihre Sache gut!“

„Und Sie selbst, Fräulein Günther? Werden Sie wieder eine Geschäftsstellung annehmen?“

Sie lachte leise auf.

„Für sechzig oder siebzig Mark monatlich mich weiter plagen von früh bis spät? Narrchen, nein! Die Männer bekommen für die gleiche Arbeit mindestens den doppelten Lohn, bloß, weil sie Männer sind. Wir brauchen das ja nicht, wir sind zu anspruchslos von Natur. Ich aber nicht“ — und plötzlich wuchs das Mädchen vor meinen Augen empor zu der Gestalt einer germanischen Seherin, und ihre Augen blickten stahlhart geradewegs — „ich nicht, Wilma Dalkenberg; denn ich bin ein Mensch und will vorwärts im Leben. Ich gehe in ein Hebeammen-Institut.“

Zu den ersten Wochen nach Fräulein Günthers Scheiden fühlte ich mich sehr vereinsamt. Doch meine Mutter schrieb liebe Briefe, und ich biß die Zähne zusammen und arbeitete fleißig, so wehe mir auch manchmal ums Herz war. An die Auszahlung gewöhnte ich mich allmählich; nur beging ich den unverzeihlichen Fehler, mich mitunter nach den Familienverhältnissen der Arbeiterinnen zu erkundigen, was mir eine harte Rüge von seiten Herrigs zuzog und einen Hinweis einbrachte, wie notwendig es sei, „dieser Bande gegenüber, die haben und immer nur haben wollen, die Autorität zu wahren.“

Ich verbeugte mich stumm. Die Kehle war mir zugepreßt. Eine arme Frau aus dem Nordosten, der am Tage vorher ihr Kind gestorben, war es gewesen, mit der ich menschlich gesprochen hatte.

An diesem Abend hatte ich zum erstenmal Ueberstunden. Ich wollte mir den Sonntag vormittag frei halten, um mit Mary Deike einen Spaziergang in den Tiergarten zu unternehmen, und so sah ich denn allein im Kontor, um die übrig gebliebene Wochenarbeit in einem Zuge zu erledigen. Ich fühlte mich erschöpft und krank; der Tag war außerordentlich anstrengend gewesen. Julius Leonhard war gar nicht erschienen, Herr Herrig insolgedessen sehr schlechter Laune gewesen, und ich hatte für den „Maler“ mitarbeiten müssen. So kam es, daß, nachdem ich das erste halbe Duzend Farbbestellungen fertig geschrieben hatte, mein Kopf auf das dicke leibige Bestellbuch niedersank, und ich allerlei wirres Zeug träumte von blassen Frauen, die, in Kirrendes Gold gekleidet, auf Scharlachtapeten hinter einem offenen, leeren Kinderjarge hergingen und mit einem Spitzentaschentuch sich blutige Tropfen von den Wangen wischten. . . .

Die Schwarzwälderuhr tat neun Schläge, als ich aus meinen Träumereien emporschreckte. Die Ampel brannte hell

wie immer, und doch wogte es wie ein durchsichtiger Nebelschleier durch den ganzen Raum. Die Frau von heute Abend, die Frau mit den tränenlosen, verbliebenen Augen kam mir nicht aus dem Sinn.

Sie hatte kein Geld gehabt zur Bestattung des Kindes, das schon lange gekränkelt und das sie tot vorgefunden hatte, als sie abends aus der Fabrik heimgekommen war. „Janz alleine gestorben, Fräuleinchen, unser eener hat keene Zeit nich, dabei zu sind — —“ und ich hatte ihr einen etwas reichlich bemessenen Vorschuß gegeben, obwohl ich wußte, daß die kleine Summe ein Nichts war dem ungeheuren Elend gegenüber.

Der Mann saß im Gefängnis, und sie konnte froh sein, daß Herr Herrig sie trotzdem in der Fabrik behielt, umso mehr, als schon ein zweites kleines Wesen auf den Tag wartete, an dem es seinen Einzug in diese beste aller Welten halten sollte. An meiner rechten Seite stand der große, eiserne Geldschrank, rote Papiere schlummerten in seinen Tiefen, die den Wert von ungezählten Tausenden besaßen.

Heiß und würgend stieg es aus meinem Herzen empor. Wie ein Blitz schlug die Erkenntnis in meine Seele. Und eine wütende Lust überkam mich, das eiserne Ungeheuer zu zerschmettern, die Papiere zu zerreißen und das glänzende Gold hinauszuschleudern in die eisige Oktobernacht.

„Wer gibt Euch das Recht zum Ausaugen, zum Zusammenraffen und Erpressen, das Recht zur Ermordung lebendiger Werte?“ —

Meine Hand fiel auf den Schreibtisch nieder mit einem dumpfen Schlag. Und von der Kontokür her erklang es wie ein leiser Widerhall.

Ich fuhr empor. Es klopfte wahrhaftig, leise und vorsichtig.

„Fräulein, bitte, Fräulein Dalkenberg! Ich sah noch Licht — — —“

Zulius Leonhard! Dicht an die Tür gedrängt, fragte ich zurück: „Ich arbeite für morgen im voraus. Was wünschen Sie, Herr Leonhard?“

„Bitte, — öffnen Sie doch erst!“

Ich überlegte ein wenig, weil die Situation mir nicht geheuer vorkam. Was hätten meine Bellegarder Kameradinnen dazu gesagt, wenn ich in nachtschlafender Stunde einen jungen Mann zu mir ins Zimmer ließ? — Schließlich aber war's sein Kontor mehr als das meinige, — — und als ich noch dazu der blauen Augen und des wohlthuenden Lachens des jungen Hümmen gedachte, besann ich mich nicht gar zu lange, sondern öffnete die Tür vorsichtig so weit, daß Herr Zulius Leonhard mit einiger Anstrengung hereinschlüpfen konnte.

Wir standen uns einen Augenblick stumm gegenüber. Dann lachte Leonhard mit einer gewissen Befangenheit leise auf und sagte hastig:

„Fräulein Wilma, ich war heute nacht durchgegangen.“

„Ich weiß.“ An Herrn Herrigs Laune haben wir alle es merken müssen.“

„Fräulein Wilma, sein's nit bö! Ich bin total abgebrannt. Und muß heute abend einlösen. Nicht viel, fünfzig Mark tun es schon. Die kleine Kasse merkt es nicht. Und zur Abrechnung, — wahrhaftig Fräulein Dalkenberg! — zum nächsten Sonnabend haben Sie es wieder!“

Ich befand mich in einer grausamen Lage. Es tat mir weh, dem jungen Manne eine Bitte abschlagen zu müssen, die ich ihm doch nicht gewähren durfte. Wie sehr ich mich aber auch sperrte und hartherzig anstellte, er ließ nicht nach mit Bitten und Versürmungen, indem er immer wieder auf die am Dienstag bevorstehende Ankunft seines Bruders hinwies.

„Franz ist kein Geizdrachen, wie Herrig — Sie sollen sehen, Fräulein Dalkenberg: nun kommt eine andere Zeit!“

Was soll ich Dich ermüden, meine Seele? — Mit einem schweren Seufzer schloß ich endlich die Kasse auf und gab die so heiß begehrten fünfzig Mark. Und Zulius Leonhard schüttelte mir die Hand mit kameradschaftlichem Druck, versicherte mich seiner unbegrenzten Dankbarkeit und eilte hinaus mit dem befreienden Bewußtsein, seine Ehrenschulden einmal wieder abtragen zu können.

Und neben mir in dem einsamen Zimmer stand das Bild der armen Frau, die kein Geld hatte, ihrem toten Kinde einen Sarg zu kaufen, und blickte mich blaß und stumm mit tränenlosem Vorwurf an.

Am Dienstag kam Franz Leonhard mit seiner jungen Frau aus Italien heim. Das Personal hatte es sich, sehr gegen Herrn Herrigs Willen, nicht nehmen lassen, Guirlanden zu wickeln und Korridor und Türen festlich auszuschnücken. Am frohesten war Zulius. Er arbeitete seit Montag früh

außerordentlich fleißig und nickte mir hinter Herrn Herrigs Rücken oft verstohlen und verständnisvoll zu.

„Und nun tun Sie mir alle den Gefallen und vergessen Sie über Herrn Leonhards Ankunft nicht, daß Sie auch Pflichten gegen das Geschäft übernommen haben!“

Herr Herrigs Mahnung fruchtete diesmal nicht so viel, wie es sonst der Fall zu sein pflegte. Eine fröhliche Erwartung hauchte ihren Frühlingsdust durch das düstere Kontor. Der kleine Woitczedy, der in irgend einem Jünglings-Turnverein ein sehr tätiges Mitglied war, versuchte sogar, so oft der gestrenge Chef nach der anderen Seite sah, seiner rosenfarbenen Stimmung durch Springübungen über die Barriere einen etwas kühnen Ausdruck zu geben.

Meine Erwartung war arg gespannt. Ich dachte an Lotte und war begierig, den Mann kennen zu lernen, den sie liebte und der sie betrogen hatte. Und auch auf die Frau, um deren willen das arme Mädel hatte hinaus müssen in die Nacht, war ich gespannt.

Endlich zeigte die Uhr die erwartete Stunde. Und pünktlich auf die Minute hielt mit scharfem Ruck eine elegante Equipage vor der Tür.

Zulius Leonhard, der wohl aus Geschäftsrücksichten nicht zum Bahnhof gefahren war, stürzte hinaus. Herr Herrig erhob sich sehr gemessen, um den Kompanion zu bewillkommen. Ich schlich mich in den Laden und sah durch die Spiegelscheiben den Einzug des jungen Paares mit an.

So groß wie sein Bruder, aber viel feiner gebaut, schlant und brünett war Lottes Geliebter. Ein weiches, doch nicht unangenehmes Gesicht. Er trat selbst an den Schlag und hob, den hinzuspringenden Diener mit einer leichten Handbewegung abwehrend, seine Frau heraus.

Ein zartes, rotblondes Geschöpf, mit Augen, so müde, so blaß und gleichgültig um sich blickend, daß ich nicht zu begreifen vermochte, wie eine Frau, die ihren Mann doch hatte lieb haben müssen, so — — so seelenlos in die Welt schauen, mit so schlaffen, eckigen Bewegungen die blumengeschmückte Schwelle ihres neuen Heimes überschreiten konnte.

Das Paar trat in den Korridor. Vor dem Kontor schien Leonhard zu zögern; das Geräusch im Flur stockte für einen Augenblick. Dann aber gingen sie die Treppe hinauf, ohne sich weiter aufzuhalten. Das Lachen und Plaudern verklang, und nur in meiner Seele tönte noch ein schwacher Laut:

Du arme Lotte!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Technik der Fassadenmalerei.

Von allen Techniken der Fassadenmalerei hat sich die Sgraffitomalerei am beständigen erwiesen; doch sie entspricht gerade am wenigsten den Vorstellungen, welche sich die Modernen vom Reiz der Farbe in der Architektur zu machen pflegen. Sie wirkt stumpf und eintönig und ist wenig geeignet, das graue Straßenbild unserer modernen Städte zu beleben. Wenn wir von der Fassadenmalerei sprechen, so meinen wir im allgemeinen doch eine mehrfarbige Malerei, welche sich lebhaft von dem im allgemeinen recht gleichgültigen Grundton der Fronten abzuheben vermag. Allerdings soll nicht bestritten werden, daß sich durch Sgraffitotechnik unter Umständen monumentale Wirkungen erreichen lassen.

Spätere Reste von Frontmalereien in Florenz haben in unserer Zeit Veranlassung gegeben, diese alte Technik der Renaissance wieder aufzunehmen. Giorgio Vasari, der ausgezeichnete Baumeister und Maler (geb. 1511, gest. 1574) hat uns über diese Technik belehrt. Vor allen Dingen müssen die Mauern vollständig trocken sein: der Untergrund besteht aus einem rauen Stipp-Putz von gutem hydraulischen Kalkmörtel, für dessen Herstellung grober, scharfer Sand zu verwenden ist. Gottfried Semper, der sich um die Erneuerung dieser Kunst verdient gemacht hat, empfiehlt einen geringen Zusatz zerfeinerter Steintohlen Schlacke, um eine größere Rauheit des Putzes zu erzielen. Von anderer Seite wird ein Zusatz von Holzstohlenstaub oder Steintohlenasche empfohlen. Im Rheinland wird nach meiner Erfahrung der Grundputz für gewöhnliche Feinputzarbeiten durch Zusatz zerfeinerter Schlacken gebildet. Dieser Grundputz soll mehrere Monate der Witterung ausgesetzt bleiben; dann kommt darüber eine zweite Putzschicht aus geeignetem Kalk und feinem Sand, nachdem man dem Mörtel einen Farbstoff, Kobaltgrün, Umbra, Oder oder dergleichen zugesetzt hat. Endlich wird dieser frische Putz mit Kalkmilch überstrichen, die man auch nicht selten mit ein wenig heller Farbe versetzt. Es soll aber stets nur so viel Putz hergestellt werden, als der Zeichner oder Maler an einem Tage zu vollenden vermag. Die Zeichnung wird nämlich direkt auf den frischen Putz schabloniert, worauf mittels spitzer Werkzeuge die obere Schicht im Sinne der Zeichnung derart fortgetraht wird, daß

an den betreffenden Stellen die gefärbte Unterschicht sichtbar wird. Bei dieser Manier lassen sich überhaupt nur zweifarbige Malereien hervorbringen, nämlich solche mit hellen Figuren auf dunklem Grunde oder umgekehrt mit dunklen Figuren auf hellem Grunde. Wir haben hier genau dieselbe Technik wie bei den antiken Tongefäßen, die man fast in jedem Kunstmuseum finden kann. Sempfer empfahl mehrere verschiedene gefärbte Mörtelschichten anzuwenden, um auf diese Weise reichere Malereien zu erzielen, und an einigen Wandmalereien in Florenz sind auch Beispiele dieser Dekorationsmethode erhalten geblieben. Die Technik ist an und für sich nicht schwierig, aber die Ausführung der Puzschichten verlangt große Sorgfalt. Ich erinnere mich, daß unter dem Hauptgips des Sophien-Gymnasiums in Berlin ursprünglich ein großer, die ganze Frontbreite einnehmender Fries in Sgraffitomalerie ausgeführt wurde, der aber nach einigen Jahren vollständig losblätterte, so daß schließlich nur noch das dunkelrote rauhe Grundfeld übrig blieb. Das sah natürlich traurig aus. Schleunigst wurde der ganze Fries entfernt und nun mit größerer Sorgfalt erneuert.

Man wird in dieser ganzen Technik keine eigentliche Malerei sehen können, zumal man auch in der Wahl der Farben für die einzelnen Puzschichten beschränkt ist; es können nur kalte Farben Verwendung finden. In der Regel wird man heute drei Schichten anwenden, und zwar derart, daß die unterste Puzschicht die dunkelste ist, dann kommt eine etwas hellere, während die hellste Schicht die obere Decke bildet. Indem man nun die Zeichnung bald zu der unteren dunkelsten Schicht, bald bis zur zweiten helleren Grades durcharbeitet, erhält man eine Zeichnung mit helleren und dunkleren Schattierungen.

Sodann hätte ich hier die Freskomalerei zu erwähnen — jedoch nur, um zu betonen, daß diese Technik den Anforderungen, welche wir an eine Frontmalerei stellen müssen, durchaus nicht zu entsprechen vermag. Es genügt, die nach Schinkels Entwürfen in der Säulenhalle des Berliner Museums ausgeführten Fresken zu betrachten, um sich zu überzeugen, wie wenig diese Kunst für die Fassadenmalerei geeignet ist. Obwohl die bemalten Wände hier weit hinter die Front zurückspringen und gegen den direkten Angriff der Niederschläge durch eine überdachte Säulenhalle hinreichend geschützt werden, sind die Farben doch so außerordentlich durch die wechselnde Witterung beeinflusst worden, daß die künstlerischen Darstellungen wesentlich darunter gelitten haben. Außerdem ist die Technik eine außerordentlich schwierige. Die kaltesten Farben müssen stets auf den frischen Wandputz aufgetragen werden, so daß der Maler seine Komposition nicht in großen Zügen auf die Wand bringen kann, vielmehr die verputzte Fläche stückweise an jedem Tage vollenden muß. Das Wort „al fresco“ bedeutet „ganz frisch“. Und schon Michel Angelo hat die Freskomalerei als „die Kunst gewandter, kräftiger, rascher Männer“ bezeichnet. Man ist von der Anwendung dieser Technik für die Frontmalerei mehr und mehr zurückgekommen.

Vor etwa 70 Jahren beschäftigte sich Professor Schlotthauer in München damit, die Dauerhaftigkeit der pompejanischen Wandgemälde zu ergründen oder gar die alte Technik aufs neue zu entdecken. Das ist ihm zwar nicht gelungen, doch glaubte er im Wasserglas das Heilmittel gefunden zu haben. Das von ihm im Vereine mit dem Oberbergat von Fuchs erfundene Malverfahren wurde als *stereochromie* bezeichnet. Es wird auf die trodne Mörtelschicht mit mineralischen Wasserfarben gemalt. Vor der Freskomalerei hat diese Technik den Vorzug, daß der Maler seine Arbeit jederzeit unterbrechen, wieder aufzunehmen und auszubessern vermag, was man von der Freskomalerei wirklich nicht behaupten kann. Ueber die zweckmäßige Anwendung des Wasserglases scheinen sich die verschiedenen Autoren nicht einig zu sein. Nach der „Deutschen Bauzeitung“ (Jahrgang 1871) wird der Kalkmörtel-Untergrund mehrere Tage der Luft ausgesetzt, damit er Kohlensäure aufnehmen kann; er wird dann mit Doppel-Wasserglas getränkt und über dieser Grundschicht wird in gleicher Weise der Malgrund hergestellt. Wenn nun die Fläche trocken ist, so wird diese mit scharfem Sandstein abgerieben; es hat sich nämlich eine dünne Schicht von kohlensaurem Kalk gebildet. Diese muß entfernt werden, da sie das Auffaugen der Wasserglaslösung verhindern würde. Auf die so bereitete Schicht werden nun die in reinem Wasser angerührten Farben aufgetragen, worauf mittels einer von Schlotthauer erfundenen „Staubspitze“ das Wasserglas aufgespritzt wird. Dadurch wird die Fläche steinhart. Die Hoffnungen Schlotthauers haben sich jedoch nicht erfüllt; derartige Malereien können den Einflüssen der Witterung auch nicht lange widerstehen, wie die am Maximilianum in München ausgeführten Frontgemälde hinlänglich beweisen haben.

Der Chemiker Keim in München erfand die Mineralmalerei, welche als eine Fortbildung der Stereochromie anzusehen ist. Es gibt noch verschiedene Verfahren, die von der Stereochromie ausgegangen sind, doch gilt das Keimsche Verfahren, das dem Maler auch eine reiche Farbenpalette gestattet, als besonders vollkommen. Der Malgrund wird aus Mörtelputz aus acht Teilen reinen Sandes und einem Teil Kalkbrei bereitet und in möglichst dünner Schicht auf dem Puzgrund hergestellt und glatt verrieben. Sobald die Fläche trocken ist, wird sie mit Kieselfluor-Wasserstoffsäure zweimal gestrichen. Nach Verlauf eines Tages erhält die Fläche einen weiteren, zwei- bis dreifachen Anstrich mit Kalium-Wasserglas. Da niemand derartige Arbeiten ohne Berücksichtigung der vom Erfinder verfaßten Anweisung ausführen wird, ist es nicht erforderlich, die Mischungsverhältnisse der Säuren hier genauer anzugeben. Nach Ausführung dieses Anstrichs ist der Malgrund steinhart, aber noch fähig, Flüssigkeiten aufzusaugen. Nun wird mit den im Wasser angerührten Keimschen Mineralfarben auf gehörig angefeuchtetem Grund gemalt und hierauf das Bild mittels Staubspitze mehrfach fixiert. Diesem Zwecke dient ein besonders von Keim präpariertes Fixiermittel. Dieses darf nur so lange angewendet werden, als die Flüssigkeit aufgesaugt wird; ist die Fläche heute mit dem Fixiermittel besprengt, so kann die zweite Anwendung der Flüssigkeit erst nach 24 Stunden erfolgen. Schließlich ist der Ueberschuß, der von dem Malgrund nicht mehr aufgesaugt wird, auch noch durch Löschpapier fortzunehmen.

Endlich verdient noch die Kaseinmalerei Erwähnung, die sich heute einer gewissen Beliebtheit erfreut und an Fronten der Gebäude ebenso gut wie im Innern angewendet werden kann. Aber auch diese Technik hat natürlich ihre Mängel. Eine Maltechnik, welche allen Anforderungen zu genügen vermag, gibt es für die Frontmalerei überhaupt nicht. Bei den Kaseinmalereien bildet weißer, feiner Quarz mit Zusätzen von Wasser und etwas Aekstall das Bindemittel. Vielfach versteht man die Farben, um ihre Beständigkeit zu erhöhen, mit Leinölfirnis, um sie nachträglich durch Zusatz von Kaseinfirnis zu verdicken, damit sie streichfertig werden. Besondere Schwierigkeiten bestehen darin, daß sich das Bindemittel leicht zersetzt, daß nur mineralische Farben angewendet werden können, und daß auch diese erst kurz vor dem Gebrauch den Bindemitteln zugesetzt werden dürfen. Als Beispiel künstlerischer Malereien in Kaseinmalerei können die Kuppel der Ruhmeshalle in Berlin und der Lichthof der Technischen Hochschule in Charlottenburg angeführt werden. Allerdings sind diese Malereien gegen Witterungseinflüsse doch wohl hinlänglich geschützt. Frontmalereien in Kaseinmalerei dürfen wohl auch längere Fristen nicht überdauern können.

Fred Hood.

Kleines feuilleton.

a. Judenschutz der Reichsstadt Dortmund. Die Juden standen zwar als angelegliche „Kammernechte“ des Kaisers unter dessen Schutz. Dieser Schutz aber bedeutete nur soviel, daß der jeweilige Kaiser sich an erster Stelle das Recht herausnahm, aus ihnen soviel Geld für seine Tische herauszupressen, wie nur irgend möglich war. Der Dortmunde Judenschutz war 1248 unter Konrad von Hochstaden an die Erzbischöfe von Köln gekommen, was aber nicht hinderte, daß die Juden 1351 in Dortmund verfolgt, erschlagen, beraubt und ausgetrieben wurden. Als sie 1372 zurückgekehrt und unter dem Schutze der Grafen von der Mark standen, traf sie 1408 seitens König Ruprecht die Acht, aus der sie sich erst Ende September 1405 mit schweren Opfern lösen konnten. Die Gelder, welche die Juden in Dortmund ihrem Schutzherrn, dem Grafen von der Mark, zahlen mußten, betrugen für ein Ehepaar je 4 Mark, für jeden einzelnen Juden oder Jüdin 2 Mark. Die Stadt selbst erhob von Fall zu Fall sich steigende Abgaben, außerdem geschah die Aufnahme nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren. Dortmund hatte sich das Recht, Juden aufzunehmen, 1372 von dem Grafen von der Mark für die Summe von 1800 Gulden gekauft. Demgemäß nimmt der Rat 1373 den Juden Bysche mit Frau, Kindern und Gefinde auf sechs Jahre in die Stadt auf. Bysche hatte das Recht, Bücher zu treiben und die Verpflichtung, dem Rate jährlich 8 Mark, dem Grafen von der Mark 4 Mark zu zahlen. Es heißt in dem Vertrage, er und sein Weib mögen Geld austuen auf Bücher und nehmen von denjenigen, die in der Stadt wohnen, von der Mark 2 Pfennige die Woche, und von denen die außerhalb der Stadt wohnen, 3 Pfennige die Woche pro Mark. Was sie innerhalb einer Mark austuen, sollen sie von Jedermann pro Woche einen Bierling nehmen. Ihr Gefinde soll jedoch kein Geld auf Bücher ausgeben. Sie sollen dabei frei sein vom städtischen Schöße und anderen städtischen Diensten, außer Wachen, Gräben und Wege, die sollen sie tun wie die übrigen Bürger. Innerhalb der Stadt und Gericht Dortmund sollen sie ohne Zustimmung des Rates weder Grundbesitz noch Erbe erwerben. Stirbt eines von Weiden, so soll das Gefälle des Grafen bis zur Wiederverheiratung des Ueberlebenden nur 2 Mark Pfennige betragen. Falls für die beiden Juden ein Schwur nötig ist, so sollen sie schwören „dat eme god so helps unde seyn ero“. wollen sie den Vertrag kündigen, so muß dies ein Vierteljahr im Voraus in einer der vier Kirchspielskirchen geschehen. 1374 im Mai nimmt der Rat den Juden Byschel, Salomons Sohn von Kempen, in ter den gleichen Bedingungen auf. Dieser muß jedoch pro Jahr in vier Terminen 40 schwere Gulden zahlen, und als der Rat im November des gleichen Jahres den Juden stoepmann aufnimmt, steigert er den jährlichen Zins abermals um 10 Gulden auf 50 Gulden. Als dem erst aufgenommenen Bysche sein sechsjähriger Aufenthalt abgelauten ist, wird ihm bei der neuen Erlaubnis nicht nur sein jährlicher Zins auf 35 Gulden gesteigert, sondern auch der von ihm zu nehmende Bucherzins auf die Hälfte herabgesetzt. Neu ist die Vorschrift, daß sie auf Waffen oder Waffentuch, das den Bürgern, Söldnern oder Dienern der Stadt gehört, kein Buchergeld leihen sollen.

Unter Ausnahmegesetzen standen die Juden bis zurzeit des Königreichs Westfalen. Noch 1725 werden die Juden in Dortmund unter die nützlichen Haustiere gerechnet, und es heißt in dieser Rubrik „von einem Juden, so durchgehret 3 Stüber 6 Pfennig . . .“ von jeder Nacht, so er darinnen benachtet, 5 Stüber 9 Pfennig . . .“

gr. Geologisches Alter der Bäume und Jahresringe. Die Jahresringe entstehen an unseren Bäumen dadurch, daß beim jährlichen Holzgewächs die weitleumigen dünnwandigen Zellen des Frühjahrs mit den englumigen dickwandigen Sommerzellen regelmäßig abwechseln. Dadurch entstehen auf dem Querschnitt des Stammes konzentrische Kreise, die wir eben als Jahresringe bezeichnen. Selbstverständlich kann sich ein solcher Unterschied im Wachstum der Holzzellen nur da geltend machen, wo es jahreszeitliche Perioden giebt. In Gegenden, wo immer ein gleichmäßig warmes Klima herrscht, müssen sich die Holzzellen ganz gleichmäßig ausbilden. Daher fehlt, wie Walter Gothan in einem Artikel in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ (Nr. 58) ausführlich, bei tropischen Holzgewächsen die regelmäßige Jahresringbildung unserer Bäume. Die Araukarien, jene schönen Nadelbäume, die in heißen Ländern heimisch sind, haben meist einen Stamm mit gleichartiger Ausbildung der Holzzellen. Diese Tatsache gibt uns ein Mittel an die Hand, das geologische Alter gewisser Baumarten zu bestimmen. Aus verschiedenen Gründen nimmt man an, daß in den ältesten Erdperioden bis auf die Trias — diese unbegriffen — ein gleichmäßiges Klima auf der Erde geherrscht habe, während die jahreszeitlichen Perioden erst später auftraten. Das Klima braucht nun nicht gerade übermäßig heiß gewesen zu sein, die Hauptsache ist, daß es das ganze Jahr über dasselbe blieb und daß deshalb die Holzgewächse ununterbrochen wachsen konnten. Mit dieser Annahme stimmt nun auch die Erscheinung überein, daß die Hölzer aus jenen alten Zeiten keine Jahresringe besitzen. Damals waren die Holzgewächse aus der Gruppe der Araukarien besonders stark vertreten, die Cypressen und Tannengruppe tauchen erst seit der Trias auf und werden erst im Jura häufiger. Die alten Araukaritenstämme entbehren nun der Jahresringe, diese erschienen bei ihnen erst im Jura. Nun werden solche Stämme bei uns aber nur noch in der Kreidezeit gefunden, im Tertiär waren sie bei uns ausgestorben. Und auch diesen Umstand kann man darauf zurückführen, daß sich bei uns die Jahreszeiten schon in einer Weise geltend machten, die den Araukariengewächsen nicht mehr zusagte. Sie zogen sich damals in wärmere Gegenden zurück. Nun kann man aus dem Besitz von Jahresringen einen Schluß auf das geologische Alter eines Holzes insofern ziehen, als dieses nicht aus einer Zeit vor dem Jura stammen kann. Denn eben sonst würde man an ihm keine Jahresringe wahrnehmen können. Allerdings kann man nicht umgekehrt aus dem Fehlen von Jahresringen unbedingt auf vorjuraisches Alter schließen. Denn wie bereits bemerkt, kommt es auch bei unseren jetzt lebenden Araukarien nicht immer zu einer Durchbildung verschiedenartiger Zellanlagen im Jahreszuwachs. Man hat aber einigen Araukaritenstämmen mit Jahresringen ein hohes Alter zuerkennen wollen. Jetzt, nachdem man die Bedeutung der Jahresringe für die Altersbestimmung kennt, wird man sich genötigt sehen, die Lebensära dieser fossilen Hölzer nicht über die Jurazeit hinaus zu datieren. —

Theater.

Lessing-Theater. „Johannes Hertner“. Schauspiel in 5 Akten von Ernst Rosmer. Der Dichterin, die sich Ernst Rosmer nennt, danken wir die „Dämmerung“, ein Werk, das, wenn es sich auf der Bühne nicht halten können, doch mit seiner erstaunlich feinen stimmungsvollen Seelenmalerei einen Ehrenplatz in der neueren dramatischen Literatur verdient. Wie Halbe, der Verfasser der „Jugend“, hat auch sie, scheint es, in einer Erstlingschöpfung ihr Bestes gegeben. „Johannes Hertner“ war eine neue schlimme Enttäufung. Von der allegorischen Legendendichtung ihrer „Mutter Maria“ lehrt sie in diesem Drama wieder zu modernen Stoffen zurück. Die Wunder sind hier ausgeschaltet, aber darum gibt es leider nicht weniger des Unklar, Mysteriösen. Wohl ist, wie in der „Dämmerung“, das Streben auf die Erhoffung tiefinnerlicher Vorgänge gerichtet, aber die Kraft reicht nicht hin, dies Schwebende im Wilde nachzuzeichnen. Der Anfang mit seinem farbigen, eindrucksvoll charakterisierenden Dialoge fesselt in hohem Maße. Doch sobald die Dichterin von der Veranschaulichung des Zuständlichen sich der Entwicklung ihres Leitgedankens zuwendet, verwirren sich die Linien hoffnungslos. Das Schauspiel soll die Schuld, die tatlos brütende Neue und die erlösende, den Mut zur Arbeit wieder erweckende Sühne eines Künstlers uns schauen lassen. Das alles wächst indessen nicht organisch aus Charakter und Verhältnissen heraus, sondern wird von außen her hineingetragen. Vieles wirkt geradezu verlegend unwahr; die erkünstelte Handlung rückt peinlich und langsam von der Stelle, und nur selten blickt noch in dem Dialog eine originelle Wendung auf. Der starke Beifall, den der erste Akt verdient hätte, brach erst verspätet, nach dem zweiten aus. Das Weitere wurde rundweg abgelehnt, doch ohne häßliche Demonstration. Die gereizte Stimmung des Publikums kam nur in gelegentlicher leiser Heiterkeit zum Ausdruck.

Die ersten Szenen spielten in Albrecht Hertners Atelier. Mirjam, die schöne Schwester seines besten Freundes und aufrichtigsten Bewunderers des Dr. Siegmund Tachau, ist Geliebte und Modell des starken, genialen Bildhauers geworden. Mit alles vergessender Leidenschaft hängt sie an ihm. Wie diese Liebe entstanden, ob Albrecht die Schuld eines frivolten Verführers auf sich geladen hat, davon, obwohl es für die moralische Beurteilung von größter Bedeutung wäre, erfährt man nichts. Den Gedanken, daß er dem

arglos vertrauenden Bruder Mirjams, der in selbstloser Hingabe rührend um die Schwester sorgt, ein Unrecht tue, hat er noch immer fortzuehen wollen. Aber unwillkürlich drücken ihn die Heimlichkeiten, und als Tachau offen kameradschaftlich ihn fragt, ob er in seinen Jahren nicht an eine Heirat, vielleicht mit Mirjam, denke, das Mädchen sei ihm sicher gut, steigt jäh die Scham in ihm auf. Er liebt sie, aber nie hat er gedacht, die Künstlerfreiheit sich durch eine Ehe einzugeugen. Die innere Unruhe wächst, als ein ehemaliger Schulgenosse, ein Geistlicher, der mit Gewissensstrupeln eifrig kämpft, ihm einen Gruß vom Vater überbringt. Der alte Johannes Hertner hat sein Leben lang die klare Bahn der Wahrheit nicht verlassen! — Plastisch in seiner Kontrastierung treten die Figuren einander gegenüber. Vor allem Tachau, der jüdische Journalist und Feuilletongeiß, in seiner Selbstverpottung, seiner Güte und seinem unbedingten Enthusiasmus für den durch seine Reflexion gebrochenen Natursinn des Künstlers, ist ein brillant gelungenes Porträt.

Albrecht lebt in gewohnter Weise weiter, da ruft ein Telegramm ihn nach Hause. Er findet den Vater, der nach ihm verlangt hat, als Leiche. Zwei lange, langweilige Akte geht er finster und verschlossen zwischen Mutter und Schwester Elisabeth herum, schwört alle künstlerische Arbeit ab, redet vom Sterben, ehe man erfährt, was eigentlich in ihm vorgegangen. Endlich entlockt es ihm Elisabeth: Seit des Vaters Tode erscheint ihm, was er Tachau zugefügt, als ein unfühbares Verbrechen. Erst die Schwester muß ihn darauf bringen, daß er dem Freunde doch alles belernen und Mirjam, die er liebt, als Frau von ihm erbitten könne. — Der Schluß fällt ganz ins Melodramatische. Der Journalist, der eben erst dem Freunde riet, sich ein Verhältniß zuzulegen, gebärdet sich bei dem Bekenntnis, als sei ein Unerhörtes geschehen. Den Heiratsantrag Albrechts erklärt er, hier geht die Motivierung völlig in die Brüche, für eine Infamie, und durch sein Flehen zwingt er Mirjam, ihm in die Welt hinaus zu folgen. Der Künstler aber erhält eine andere, keusche Muse. Elisabeth, die die reinen Züge Johannes Hertners trägt, tritt angetan mit einem Modellgewande, in das Atelier. Ihr Bild wird er als Denkmal für den Gestorbenen meißeln und so im Herzen gefunden. Mit diesem künstlich angepöppelten frostigen Symbole schließt das Drama.

Reicher als Tachau, Irene Friesch als Mirjam waren in dem ersten, dem einzigen bühnensfähigen Akte von ganz frappanter Wahrheit; sehr gut auch Rittner, der den Albrecht spielte, und Grunwald in der Rolle des Geistlichen. Im weiteren Verlaufe verlor sich mit dem Interesse für das Stück auch die lebendige Freude an den schauspielerischen Leistungen. Der Elisabeth, so unklar die Figur ist, hätte sich immerhin noch mehr abgewinnen lassen, als in der Darstellung Marianne Knorrs zu Tage trat. Margarete Albrecht traf sein den resignierten, bescheidenen Ton des alten Mütterchens. — dt.

Humoristisches.

— Sie weiß es besser. Dame (zu einer Bäuerin, deren sechsjähriger Sohn eben vom Heustock auf die Tenne fiel und wieder munter aufsteht): „Sehen Sie, Frau, Kinder haben einen Schutzengel!“

Bäuerin (mürrisch): „Na, an harten Schädel hat er!“ („Jugend.“)

Notizen.

— Philipp Langmanns Bühnendichtung „Herzmarke“ wird um die Jahreswende am Schauspielhause zum erstenmal in Szene gehen. —

— Das Lustspiel „Die große Leidenschaft“ von Auernheimer hatte auch am Wiener Volks-Theater großen Erfolg. —

— Die nächste Opernmenne des Rational-Theaters ist „Dornröschen“ von Weiweler. —

— In Amsterdam will der dortige „Wagner-Verein“ im nächsten Sommer „Parsival“ ohne Kürzung zur Aufführung bringen. Die Dekorationen sollen 70 000 M. kosten. —

— Aus der Wiener Malervereinigung „Hagenbund“ sind zehn hervorragende Mitglieder ausgesreten, weil sie eine finanzielle Gesundung und einträgliches Wirken für ausgeschossen halten, so lange der Architekt Urban, der bei den Erörterungen der letzten Tage über die Protektionswirtschaft viel genannt wurde, auf die Leitung des „Hagenbundes“ Einfluß habe. — Die im Bund Verbliebenen haben daraufhin Urban ihr Vertrauen ausgesprochen. —

— Die Berliner „Urania“ hat eine Unterbilanz von 245 000 Mark. Das Kapital wird auf die Hälfte reduziert. —

— Vor Gericht. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus Kassel geschrieben: „Bei einer Schwurgerichtsverhandlung fragte der Vorsitzende eine als Zeugin geladene Kaufmannsrau aus einem kleinen, Kassel benachbarten Städtchen, nach Personalien und Alter:

„Sind Sie die Ehefrau des Kaufmanns Soundso aus . . .?“

Zeugin: „Ja.“

Vorsitzender: „Geboren?“

Zeugin (errötend und sehr leise): „Fünfmal.“

Tableau! —